

Die Freiheit der Theologie und die Methode der Disputation

Eine historische Betrachtung zu einem aktuellen Problem

Von Peter Neuner

1. Die Kirchlichkeit der Theologie

Der Theologie als Universitätsdisziplin wird in aller Regel weniger die Fundierung auf den Glauben, als vielmehr ihre kirchliche Gebundenheit zum Vorwurf gemacht. Daß auch andere Wissenschaften ohne »Glauben« nicht auskommen, hat sich weithin herumgesprochen, insofern hat die Theologie keinen prinzipiellen Sonderstatus. Doch ihre Kirchlichkeit erscheint weithin als unvereinbar mit ihrem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Denn Wissenschaft setzt Freiheit und die Unabhängigkeit voraus, sich allein von eigenen Erkenntnissen leiten zu lassen. Dagegen, so der Vorwurf, stehe Theologie unter einem Gruppeninteresse, das sie prinzipiell unkritisch übernehme. Weil sie wissenschaftsfremden Interessen unterworfen sei, könne sie letztlich nicht in Kommunikation mit den Wissenschaften eintreten, könne sie sich der Forderung nach Rationalität und Überprüfbarkeit ihrer Aussagen nicht unterwerfen. Freiheit und Unabhängigkeit seien ihr nicht nur nicht garantiert, sondern direkt ausgeschlossen.

Tatsächlich nimmt der Theologe das Maß seiner Arbeit am Glauben der Kirche. Theologie ist niemals nur Privatunternehmen und Privatmeinung, so wie es Religionsphilosophie oder vergleichende Religionswissenschaft notwendigerweise sind. Selbst wenn Religionsphilosophie und Theologie im Idealfall zu gleichen Ergebnissen kommen würden, sind beide Disziplinen voneinander unterschieden: Der Religionsphilosoph arbeitet auf eigene Rechnung, der Theologe betreibt seine Disziplin im Rahmen der Kirche und ihrer Glaubensüberlieferung. Die Bindung an die Kirche, das Arbeiten auf der Basis der Zustimmung zum Glauben der Glaubensgemeinschaft ist Bedingung für die Theologie. Im katholischen Bereich ist diese Aussage weitestgehend selbstverständlich, doch auch im evangelischen Bereich wird die Kirchlichkeit der Theologie weithin betont. So beginnt Karl Barths epochales Werk *Kirchliche Dogmatik* mit den programmatischen Sätzen: »Dogmatik ist eine theologische Disziplin. Theologie ist aber eine Funktion der Kirche«¹.

Über die Konsequenzen dieser Kirchenbindung der Theologie herrschen dagegen in der Öffentlichkeit nicht selten abenteuerliche Vorstellungen, und tatsächlich gibt es kirchenamtliche Verlautbarungen, die geeignet sind, ihnen Nahrung zu geben. Demzufolge

¹ Bd I/1. S. 1. Vergleichbare Aussagen lassen sich u.a. finden bei Emil Brunner, Paul Tillich, Wolfgang Trillhaas, Eberhard Jüngel, Wolfhart Pannenberg und Trutz Rendtorff. Vgl. zum Problem M. Seckler, Theologie als Glaubenswissenschaft, in: HfTh Bd. 4, S. 180–241, hier S. 215.

realisiere sich die Kirchlichkeit der Theologie einfachhin durch deren Unterwerfung unter das kirchliche Lehramt. Dieses lasse dem Theologen zwar einen gewissen Freiraum, aber immer dann, wenn es ernst wird, würde es autoritativ von außen entscheiden. Dann bliebe dem Theologen alleine die Wahl, diese Entscheidungen zu übernehmen und darüber hinaus sogar die theoretische Begründungen für ihre Richtigkeit und Legitimität zu liefern, oder er gehe seines Lehrauftrags verlustig und könne dann eben nicht mehr Theologe sein. Immer dann, wenn der Eindruck entsteht, die römische Kurie oder bischöfliche Ordinariate hätten sich im Universitätsbereich in Personalangelegenheiten und in Fragen der Theologie eingemischt, wird in der Öffentlichkeit deren Wissenschaftlichkeit in Frage gestellt. Kann eine wissenschaftliche Theologie überhaupt möglich sein, wenn immer dann, wenn Entscheidungen von grundsätzlicher Bedeutung anstehen, von außen nach fremden Kriterien entschieden wird, wenn diese Disziplin nicht ihrer eigenen Erkenntnis, den ihr immanenten Methoden folgen kann, sondern auf Direktiven von außen verpflichtet wird? Tatsächlich gab es in den vergangenen Jahrzehnten einige kirchenamtliche Maßnahmen und Äußerungen, die derartige Befürchtungen zu schüren geeignet waren², und es gibt innerkirchlich durchaus einflußreiche Kreise, denen die wissenschaftliche Theologie mit ihrer Freiheit und Unabhängigkeit suspekt ist, die innerkirchliche Ausbildungsstätten für die künftigen Pfarrer und Seelsorger den theologischen Fakultäten an staatlichen Universitäten vorziehen würden. In derartigen Institutionen lasse sich, so die Vorstellung, die »kirchliche Gesinnung« leichter durchsetzen als an Universitäten, in denen die Freiheit von Lehre und Forschung staatlicherseits garantiert wird. Es besteht durchaus Grund für die Sorge, daß eine innerkirchliche Abschottung von der wissenschaftlichen Diskussion und eine außerkirchliche Theologie- und Kirchenkritik einander ihre Argumente liefern und sich gegenseitig stützen, mit dem Ziel, die theologische Ausbildung aus dem Raum der universitären Öffentlichkeit zu vertreiben. Daß damit die Gefahr einhergeht, fundamentalistischen Tendenzen in der Kirche Tür und Tor zu öffnen – mit allen Konsequenzen für die Kirchen und für die Gesellschaft – wird entweder in Kauf genommen oder einfachhin übersehen.

Ein gewichtiges Argument für die Freiheit der Theologie und für ihren Ort an der Universität ist beider je eigene Geschichte. Die Universität entstand aus dem Bewußtsein einer gemeinsamen Verpflichtung aller auf die Rationalität, die auch für die *sacra eruditio*, die »heilige Gelehrsamkeit«, als unverzichtbar erachtet wurde. Dabei waren es häufig päpstliche Indulte, die den entstehenden Universitäten den Raum der Freiheit sicherten, der sie zu Trägern von Forschung und Lehre werden ließ. Die philosophisch-theologische Problemstellung von Rationalität und Offenbarung stand am Ursprung der Universität, die Verpflichtung der in der Schule vermittelten »heiligen Lehre« auf die an der Universität unabweisbar geltende Rationalität ließ die Theologie im heutigen Verständnis des Wortes entstehen. Die Methodik der Universität und die Theologie stehen von ihrem historischen Ursprung her in einem gegenseitigen Bedingungsverhältnis.

² Die »Kölner Erklärung« entzündete sich nicht zuletzt an der Frage des »Nihil obstat«.

2. Das Autoritätsargument und seine Grenzen

Die ersten Universitäten entstanden im arabischen Raum: in Fez 859, in Kairo 970. Um diese Zeit hatte die höhere Bildung im europäischen Abendland noch eine andere Organisationsform: Sie fand insbesondere statt in den Klosterschulen und den Domschulen, zu denen später die Stadtschulen kamen. In diesen Schulen war man seit dem Frühmittelalter fast ausschließlich damit beschäftigt, das antike Kulturgut zu bewahren, es zu sammeln und weiterzugeben. Nach dem Untergang der Antike und dem Ende der Patristik konzentrierte sich die frühmittelalterliche Geistigkeit zunächst fast ausschließlich darauf, die geistigen Schätze zu bewahren, die man der Antike verdankte, und denen man selbst auf lange Zeit hinweg nichts Ebenbürtiges zur Seite stellen konnte. Es dauerte mehrere Jahrhunderte, bis in der zunächst als »barbarisch« verachteten Welt die Synthese einer neuen Kultur ihren Höhepunkt erreichte. Bis dahin lebte man geistig aus zweiter Hand. »Man beschränkte sich darauf, das überkommene Erbe zu exzerpieren und zu sammeln. Eine eigene Initiative zu rationaler Durchdringung und kritischer Würdigung des Materials wurde kaum entwickelt«³. In den Klöstern entstanden die Bibliotheken, in denen über Jahrhunderte hinweg reproduziert wurde, was die Antike hervorgebracht hatte. »Die Devise lautete: abschreiben! abschreiben! abschreiben!«⁴ Die frühmittelalterliche Buchproduktion mit ihren prächtigen Handschriften entsprang dem Bewußtsein einer geistigen Unterlegenheit gegenüber der Antike und den Werken der Kirchenväter. Man war bildungshungrig und wollte seinen Hunger stillen durch die Übernahme des überlieferten Gutes, das man sorgsam pflegte und fast mechanisch tradierte und auswendig lernte. Daß das antike Kulturgut erhalten geblieben ist und später wieder fruchtbar gemacht werden konnte, verdanken wir zu einem Gutteil dem Kopierfleiß der Mönche in den frühmittelalterlichen Klosterbibliotheken, die mit Hingabe abschrieben, was sie weithin nicht verstehen konnten, von dem sie aber zumindest ahnten, daß es bedeutsam sei.

Dieser Weitergabe des antiken Bildungsgutes dienten neben den Bibliotheken auch die Schulen der Zeit: die Klosterschulen und die Domschulen. Bildungsschwerpunkt war das Erlernen und Aneignen überlieferten Wissens, dieses wurde gesammelt und weitergegeben. Die Unterrichtsmethode, die dies gewährleisten sollte, war in Übernahme der *lectio divina* der benediktischen Mönchstradition die *lectio*. »Lesung bedeutet, daß wir aus dem, was geschrieben ist, nach Regeln und Vorschriften belehrt werden«⁵. Es gab die *lectio* des Magisters, die *lectio* des Schülers und die private *lectio*. Die hierbei zugänglich gewordenen Kenntnisse wurden durch die *meditatio*, das Bedenken und Erlernen, innerlich angeeignet. Philosophie wurde also vermittelt durch *lectio* und *meditatio*, durch Lesen und Überdenken. Lehren hieß Lesen, und zwar Lesen ganz im technischen Sinn: Der Magister las seinen Text vor, seine Lehrveranstaltung wurde als *lectio*, verschiedentlich als *prae-lectio*, Vor-Lesung bezeichnet, er nannte sich ausdrücklich lector. Dabei las er

³ R. Heinzmann, Philosophie des Mittelalters (Grundkurs Philosophie Bd. 7), Stuttgart-Berlin-Köln 1992, S. 137.

⁴ J. Lortz, Die Geschichte der Kirche in ideengeschichtlicher Betrachtung, Bd 1., Münster 1962, S. 163.

⁵ Hugo v. St. Viktor, zitiert nach M.-D. Chenu, Das Werk des Hl. Thomas von Aquin, (Die Deutsche Thomas-Ausgabe, 2. Erg.Bd.), Heidelberg u.a. 1960, S. 85.

nicht seinen eigenen Text, er wollte ja seinen Hörern die Schatzkammern der Antike öffnen, die *lectio* stellte vielmehr die Unterrichtstexte vor, die den offiziellen Lehrstoff bildeten. Es gab die *auctores probati*, denen auctoritas zukam, Autoren, denen als Autoritäten Beweiskraft eignete. Ihre Texte bildeten den offiziellen Lehrstoff, die Buchhändler (*stationarii*) mußten sie zum Gebrauch der Studenten vorrätig halten. Solche Unterrichtswerke in den *artes liberales*, den freien Künsten, waren in der Grammatik die *Ars minor* und die *Ars major* des Donatus und die *Institutiones* des Priszian. In der Rhetorik wurden gelesen *De inventione* von Cicero und die *Institutio oratoria* des Quintilian. In der Medizin galten als die Autoritäten Galenus mit seiner Vier-Säfte-Lehre und Konstantin der Afrikaner, in der Jurisprudenz die verschiedenen Bücher des *Corpus juris*, in der Philosophie Porphyrius und Boethius, in der Theologie die Bibel und die *Sentenzen* des Petrus Lombardus. Zum Beginn des 13. Jahrhunderts wurden auf dem Umweg über die arabische Welt die Werke des Aristoteles im Westen bekannt, und sie setzten sich, wie man formulierte, wie ein wild brausender Strom durch, der die Dämme der überkommenen Autoritäten mit ihrer Tradition hinwegzuspülen drohte. Von nun an bedeutete Medizin studieren, von Aristoteles *De animalibus* und von Avicenna, dem arabischen Interpreten des Aristoteles, die Schrift *Canon* zu erlernen, nicht aber den menschlichen Körper zu untersuchen. In der Philosophie vermochte sich Aristoteles nur schrittweise und gegen erhebliche Widerstände durchzusetzen. Die Aufnahme der Schrift *De anima* in das Unterrichtsprogramm der Artistenfakultät bedeutete den Durchbruch des Aristotelismus.

Im Zentrum der Beweisführung stand in der frühmittelalterlichen Schule das Autoritätsargument. Lehrende und Lernende wußten sich den Autoritäten der Antike unterlegen und man wagte es nicht, über sie hinauszugehen oder sie gar in Frage zu stellen. Das Studium diente dem Erwerb der Erkenntnisse der *auctores probati*. Dieses Hören auf die Autoritäten hatte natürlich seinen Preis, starres Festhalten am Überkommenen und grundsätzliche Ablehnung neuer Erkenntnisse waren unvermeidlich. Noch im 15. und 16. Jahrhundert vermochten sich die Neuentdeckungen in der Medizin und in der Physik kaum gegen den Stumpfsinn der Magister durchsetzen, die sich unter Berufung auf Aristoteles einfachhin weigerten, Neuentdeckungen auch nur zur Kenntnis zu nehmen und etwa durch das Fernrohr des Galileo Galilei zu schauen.

Die Erschütterung der Autoritäten und in deren Gefolge die Entwicklung der Universität erfolgte durch die Autoritäten selbst. In der mittelalterlichen Stadt trafen Kulturkreise aufeinander, für die unterschiedliche Autoritäten galten. Weder die kleine, aber höchst aktive Gruppe der Juden, noch die insbesondere in südeuropäischen Ländern zahlreichen Araber waren durch die genannten Autoritäten zu beeindrucken. Daneben änderten sich im 12. Jahrhundert auch die Scholaren, die sich nun nicht mehr aus den Klerikern und Mönchen der Kloster- und Kathedralschulen rekrutierten. An die Stelle der »Anselm-Schüler«, Klerikern in der Einsamkeit des Seine-Tales, traten die »Abaelard-Schüler«. Sie ähnelten wohl eher Wandervögeln, die von einer Stadt zur anderen zogen und sich frei in Landsmannschaften zusammenschlossen. Nicht selten wurden sie zum Schrecken der Bürger einer Stadt und terrorisierten, wie berichtet wird, auch ihrer Magister und Lektoren. Über ihr Leben geben wohl eher die Sauf- und Liebeslieder der *Carmina burana* Auskunft als die Handschriften in den Klosterbibliotheken. Ihnen gegenüber wurde es offensichtlich, daß es nicht mehr genügte, alle Fragen mit dem Verweis auf die Autori-

täten zu beantworten – nun waren Sachargumente gefordert. Thomas von Aquin gab über seine Lehrtätigkeit Rechenschaft: »Wenn der Lehrende eine Frage mit bloßen Zitaten beantwortet, *nudis auctoritatibus*, dann wird der Hörende mit leeren Händen davongehen, *auditor vacuus abscedet*«⁶. Der Verweis auf die Autorität reichte nicht mehr hin. Spätestens seit dem 12. Jahrhundert setzte sich Schritt für Schritt die Erkenntnis durch, die der Franziskaner Gilbert von Tournai im 14. Jahrhundert so formulierte: »Niemand werden wir die Wahrheit finden, wenn wir uns mit dem zufriedengeben, was bereits gefunden ist. Die vor uns geschrieben, sind für uns nicht Herren, sondern Führer. Die Wahrheit steht offen für alle; und noch hat man sie nicht in Besitz genommen«⁷. Die Autoritäten werden dabei nicht einfach über Bord geworfen, das Autoritätsargument spielte auch weiterhin eine gewichtige Rolle. Doch die Autoritäten sollten helfen, die Sache selbst zu entdecken. »Wir sind wie Zwerge, die auf den Schultern der Riesen stehen; daher sehen wir mehr und weiter als diese«⁸.

Zu einer grundlegenden Neuorientierung gegenüber dem Autoritätsargument führte endgültig die Entdeckung, daß die Autoritäten keineswegs so lückenlos übereinstimmten, wie man es zunächst als selbstverständlich angenommen hatte, daß sie einander sogar widersprachen. Diese Entdeckung erschütterte das überkommene Weltbild. Es konnte gar nicht ausbleiben, daß man sich zunächst bemühte, diese Differenzen zu glätten. Es entwickelte sich eine ganze Literatur über die »*concordia auctoritatum*«, die Übereinstimmung der Autoritäten. Sie sollte die Unterschiede erklären, möglichst wegerklären. So wurde betont, daß gleiche Begriffe bei verschiedenen Autoren unterschiedliche Bedeutung haben können, daß Übersetzungen Probleme entstehen lassen, die bei den Autoren selbst sich noch nicht fanden, daß die ursprünglichen Texte aus dem Zusammenhang gerissen seien usw. Es entstand eine ganze Hermeneutik, die dazu dienen sollte, Differenzen zwischen den Autoritäten zu glätten.

Doch je mehr man die hier entwickelten Regeln anwandte und je schärfer das Instrumentarium wurde, um so deutlicher wurde sichtbar, daß die Autoritäten eben doch nicht lückenlos harmonieren, daß es sehr wohl auch nicht überbrückbare Differenzen zwischen ihren Aussagen gibt. Abaelard kehrte die Argumentation um. Er entwickelte im beginnenden 12. Jahrhundert die Methode des *Sic et Non*, des Ja und Nein. Er stellte widersprechende Aussagen der Autoritäten einander möglichst schroff gegenüber, nicht um diese als unglaubwürdig hinzustellen, sondern um die Leser zur selbständigen Frage nach der Wahrheit zu provozieren. Man muß sich an die Dinge selbst wenden, muß sie selbst befragen, nicht nur die Autoritäten hören, »denn der erste Schlüssel zur Weisheit ist häufiges, ständiges Fragen«⁹. Seit der Wiederentdeckung des Aristoteles konnte man in dessen Metaphysik lesen, wenn man die Wahrheit finden wolle, müsse man sich »zuerst dem zuwenden, das zunächst Zweifel erwecken muß ... Denn für die richtige Einsicht ist

⁶ Zitiert nach J. Pieper, Hinführung zu Thomas von Aquin, München 1958, S.81.

⁷ Zitiert nach M.-D. Chenu, a.a.O. S. 66.

⁸ Zitiert nach M.-D. Chenu, a.a.O. S. 67.

⁹ So Abaelard im Prolog zu *Sic et Non*, zitiert nach H. Grundmann, Vom Ursprung der Universität im Mittelalter, 2. Aufl. Darmstadt 1976, S. 50.

gründlicher Zweifel förderlich«¹⁰. Die Autoritäten selbst forderten also, durch sie hindurch zur Sache zu gehen.

3. Die Disputation als Methode der Universität

Für die Schule und ihre Lehre hatte diese Entwicklung tiefgreifende Konsequenzen. Denn mit der Entdeckung des Widerspruchs erwies sich die *lectio* alleine als nicht mehr hinreichend, um die Wahrheit zu erkennen. Es galt vielmehr, die unterschiedlichen Meinungen der einander widersprechenden Autoritäten gerade in ihrer Gegensätzlichkeit zur Kenntnis zu nehmen, um zur rechten Antwort zu kommen. Aus der *lectio* entstand durch offene Probleme und durch Widersprüche die *quaestio*. Nun beherrschte das *utrum* die Szene. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Magistri unterschiedlicher Meinung waren, daß sie einander kritisierten und daß sie dabei gemeinsam um die rechte Lösung rangen. Tatsächlich taten sich die Magister der verschiedenen Schulen zusammen, um sich gemeinsam auf die Suche nach der Wahrheit zu machen. Diese Bemühung wurde in einer eigenen Veranstaltung institutionalisiert, die sich neben der *lectio* etablierte, der *disputatio*. »Dieses bohrende Fragen und Forschen, so eigensinnig, vermessen und bedenklich es vielen Zeitgenossen erscheinen mochte, hat im 12. Jahrhundert die Schulen entstehen lassen, deren Magister sich dann mit denen der Pariser Domschule zur Universität verbanden«¹¹. Hier in Paris bezeichneten sich die Magister und die Scholaren erstmals selbst als »nos universitas magistrorum et scolarium«, wir, die Universitas der Lehrenden und der Lernenden. Sie bildeten eine Körperschaft, die von der Kirche, vom Staat oder von der Stadt in ihrer Selbständigkeit und in ihren Rechten garantiert und durch Privilegien in ihrer Freiheit geschützt wurde. Die Disputation wurde zum Charakteristikum der Universität, in ihr vollzog sie ihr Wesen und ihre Suche nach der Wahrheit, sie wurde »recht eigentlich zur Denk- und Lehrform der mittelalterlichen Universitäten«¹².

Während die Magister der Universität Paris zunächst nur gelegentlich, höchstens zweimal im Jahr disputierten, hielt Thomas von Aquin, der bedeutendste Theologe der mittelalterlichen Universität, in seinen Pariser Jahren von 1256 bis 1259 regelmäßig wenigstens eine derartige Veranstaltung pro Monat. Für diese Disputation hatte der Magister das Thema zu bestimmen und Thesen zu formulieren, über die im Austausch der Argumente disputiert wurde. Dem Magister oblag die Leitung der Veranstaltung, während sein Bakkalaureus, so etwas wie der heutige Assistent, die Antworten auf die Einwürfe der Magistri, der Bakkalaren und der Studenten geben mußte. Er hatte also die Thesen zu verteidigen. Auf diese Weise wurde er selbst in das Lehren eingeführt. Der Magister war dabei so etwas wie der Schiedsrichter und Regisseur. In einem zweiten Teil der Disputation, der dann nicht mehr öffentlich war, und der in der Regel am nächsten Tag stattfand, gab der Magister die *determinatio*. In dieser wurde abschließend die rechte Erkenntnis als das Ergebnis der *disputatio* formuliert. Oft mußte hier aus den Bruchstücken, die die Dis-

¹⁰ Aristoteles, Metaphysik III,1 Nr. 995 a.

¹¹ H. Grundmann, a.a.O. S. 50f.

¹² H. Grundmann, a.a.O. S. 51.

putation zurückgelassen hatte, wieder ein Ganzes zusammengefügt werden. Ertrag dieser Determinationen waren die *quaestiones disputatae*, deren schriftliche Niederlegung eine der wichtigsten literarischen Gattungen zur Erforschung der frühen Universität darstellt.

Neben diesen thematisch festgelegten Disputationen gab es vor allem als akademische Feier die sogenannte *disputatio quodlibetalis*, die nicht auf Thesen beruhte, sondern in der die Wahl der Themen der Initiative der Teilnehmer überlassen wurde, und die sich auf »gleichgültig welche« Fragen erstrecken konnten. Jedermann konnte jedes Problem aufwerfen. Hier disputierte der Magister selbst, und er hatte alle Chancen, von Kollegen aufs Glatteis geführt zu werden. Diese Disputationen »waren das Turnier der Kleriker«¹³, sicher nicht weniger spannend als heute eine Talkshow.

Die Disputation war geprägt von dem Wissen, daß die Suche nach rechter Erkenntnis nicht allein eine Angelegenheit der *lectio* und der *meditatio* ist, sondern auch des Streitgesprächs, des Dialogs. Erst in der Auseinandersetzung mit den verschiedenen Vorstellungen und Einwänden kann es gelingen, zum rechten Ergebnis zu gelangen und Erkenntnis zu gewinnen. Die unterschiedlichen Lösungsvorschläge, auch jene, die zurückgewiesen werden, müssen mitbedacht werden, damit Wahrheit erkannt werden kann. Für die Disputation galten strenge Regeln, die gewährleisten sollten, daß die verschiedenen Positionen tatsächlich zum Tragen kamen, daß man nicht nur gegeneinander redete, sondern aufeinander hörte. So war es niemandem gestattet, »auf einen Einwurf des Gesprächspartners unmittelbar zu antworten; vielmehr mußte er vorher den gegnerischen Einwand mit eigenen Worten wiederholen und sich ausdrücklich vergewissern, daß der andere genau das gleiche meine«¹⁴. Erst nachdem diese Bestätigung gegeben war, erfolgte die Erwiderung. Und die gegnerischen Behauptungen wurden nur selten einfachhin verneint und zurückgewiesen. »Vielmehr grenzt man den Teil an Wahrheit ab, auf den sie sich gründet«¹⁵. Die *distinctio*, die Unterscheidung, machte den Aspekt sichtbar, den sie zu erklären vermochte. Man wies also der Aussage des Opponenten einen Ort im Ganzen an und identifizierte sie als Teilwahrheit. Ihr galt das *concedo*, das in die eigene Position aufgenommen wurde, die mehr zu erklären sowie den Phänomenen und den Autoritäten besser gerecht zu werden vermochte. Doch wer in der Aussage eines anderen keinen Beitrag zur Wahrheitsfindung zu erkennen vermochte, war in der Disputation unterlegen.

Die Universität entstand im Mittelalter aus der Erkenntnis, daß »die Wahrheitsfindung offenbar ein Geschäft sei, zu dessen Bewältigung die Kraft des autarken Einzelnen nicht genügt: vielmehr sei die gemeinsame Anstrengung, vielleicht sogar aller, vonnöten. Keiner ist sich selbst genug, und keiner ist völlig überflüssig; jeder bedarf des anderen«¹⁶, selbstverständlich auch der Lehrende des Lernenden. Nur im Aufeinander-Hören aller, im Gespräch, im Streitgespräch, auch im Wettstreit und in der Konkurrenz, wird Wahrheit gefunden. Thomas hat den Geist der *disputatio* geradezu für den Geist der Universität selbst gehalten. In der Disputation verwirklichte sich die mittelalterliche Universität.

¹³ M.-D. Chenu, a.a.O. S. 95.

¹⁴ J. Pieper, Hinführung zu Thomas von Aquin, München 1958, S. 118.

¹⁵ M.-D. Chenu, a.a.O. S. 102.

¹⁶ J. Pieper, a.a.O. S. 117 f.

Die Form der *disputatio* und des Dialogs bestimmte nicht nur den Unterricht und die *quaestio disputata*, sondern auch die großen Summen des Mittelalters, in denen das Wissen eines Fachs in systematischer Weise dargestellt wurde. Sie übersetzten den Vorgang der Disputation ins Literarische. Die kleinste Einheit, auf der die Summe aufbaut, ist der *articulus*. In ihm wird zunächst die *quaestio* formuliert, die es zu behandeln gilt, also die zur Diskussion stehende *dubitatio*, das *utrum*, das Problem. Sie ist als Frage formuliert, nicht als These, wie man später in der Neuscholastik meinte. Die *quaestio* ist eben nicht nur rhetorisch oder pädagogisch gestellt. In der Beweisführung kommen dann zunächst die Gegenargumente zu Wort, die der Position des Autors widersprechen. Sie stehen jeweils am Beginn des Artikels. Die Gegenargumente werden dabei nicht in der Absicht dargestellt, sie zu widerlegen, sondern um sie zur Erkenntnis der Wahrheit zu nutzen. Es wird nicht nach den schwachen Stellen des Gegners gesucht, um ihn leichter widerlegen zu können. Vielmehr hat man sich bemüht, die gegnerische Position so gut wie möglich darzustellen und zu begründen, womöglich besser, als ein aktueller Widerpart dies selbst vermocht hätte. Die Gegenargumente werden höchst plausibel und überzeugend präsentiert. Erst dann kommt die Antwort und die Widerlegung der Einwände bzw. die Zuweisung ihres relativen Wahrheitsanspruchs. Die Wahrheit wird gefunden in einem komplizierten Spiel von Frage, Gegenthesen, Argument und abschließender Formulierung des Ergebnisses.

4. Disputation und Reformation

Natürlich barg der strenge Aufbau der Disputation die Gefahr in sich, daß diese zu formalisierten Scheingefechten degenerierten, daß sie zu Wortklaubereien und ritualisierten Scheindialogen wurden, die den Kontakt zur Wirklichkeit eher verstellten als eröffneten. Die Gefahr eines »monologischen Aneinandervorbeiredens«¹⁷ war angesichts dieser strengen Regeln der Disputation nie auszuschließen; die Klage, durch die wenig flexible Form werde der Geist erstickt, ist fast so alt wie die Disputation selbst. So versuchten neue philosophische Schulen seit der Scholastik stets, sich von dieser als Zwangsjacke empfundenen Gestalt der Argumentation zu befreien. Hegel vermochte in den herkömmlichen Disputationen nur noch ein »Gedankenturnen zur Schau und zum Spiel«¹⁸ zu erblicken. Andererseits gab es aber auch immer wieder Bemühungen, die Disputation neu zu beleben, sie der jeweils veränderten Situation anzupassen, den Grundsatz aber festzuhalten, daß Wahrheitsfindung des Zusammenwirkens aller bedarf. Einen solchen Versuch unternahm man im 16. Jahrhundert an der Universität Wittenberg. Er ist engstens verbunden mit der Reformation.

Die Satzungen der 1502 gegründeten Universität Wittenberg wollten der damals schon recht verfallenen Institution der Disputation zu neuem Leben verhelfen. Für die allwöchentlich gehaltene Zirkulardisputation stellten die Magister die Thesen auf. Neu war,

¹⁷ U. Gerber, *Disputatio als Sprache des Glaubens*, Zürich 1970, S. 117.

¹⁸ G.W.F.Hegel, *Philosophie der Weltgeschichte*, Bd. IV (Philosophische Bibliothek 171 b–d, Hamburg 1976), S. 859.

daß nun die Studenten diese Thesen zu verteidigen hatten, während sie der Magister, der sie formuliert hatte, selbst angriff. Allerdings diente diese Form der Disputation in Wittenberg primär der Vermittlung des Wissensstoffes, der Aneignung und Internalisierung des Gehörten durch die Studenten, weniger der Wahrheitserkenntnis. Derartige Disputationen wurden auch gehalten bei akademischen Prüfungen zum Bakkalaureat, zum Lizentiat und Doktorat. Daneben mußte jeder der vier Magister der theologischen Fakultät in Wittenberg jährlich in einer Quartaldisputation *publice* und *solemniter*, öffentlich und feierlich über von ihm vorgelegte Thesen disputieren. Hier entfaltete die Universität noch einmal ihren vollen akademischen Pomp.

Luther war als leidenschaftlicher Disputator dafür der rechte Mann. »Wenn's aber zu disputieren gilt, komme einer in die Schule zu mir! Ich will ihn scharf genug machen und ihm antworten, er mach's wie kraus er will«¹⁹. Er liebte die Zirkulardisputation, weil sie viel dazu beitrage, »die Geister der jungen Leute in Schwung zu bringen«²⁰. Und er tadelte Melanchthon, der in seiner scharfen Beweisführung und Argumentation die Studenten allzu schnell in die Enge trieb, sie widerlegte und mutlos machte.

Die akademischen Disputationen bildeten auch den Hintergrund der großen Streitgespräche Luthers, die den Weg der Reformation markieren. Wie es mit dem sogenannten »Thesenanschlag« am Vorabend von Allerheiligen 1517 auch gewesen sein mag, selbst wenn hier der übliche universitäre Rahmen wohl überschritten wurde und Luther an »eine Veranstaltung außergewöhnlicher Art gedacht hat«²¹, so gab doch die akademische Übung der Disputation zumindest den Hintergrund für die Einladung zu einem Streitgespräch ab. Die 95 Thesen, die Luther hierzu aufstellte, waren nicht ein abschließendes Urteil, eine *determinatio*, sondern eben Thesen und damit die Grundlage für eine Disputation, die der Wahrheitsfindung über den Ablass und die Lehre von der Rechtfertigung dienen sollte, selbst wenn sie, der neuen Gepflogenheit entsprechend, nicht mehr als Fragen formuliert waren. Luther hat diese Thesen wohl kaum mit donnernden Hammerschlägen an die Tür der Schloßkirche in Wittenberg angenagelt, wie es die Legende berichtet, er selbst zeigte sich über die Verbreitung seiner Disputationsthese am meisten erstaunt, er hatte diese Wirkung weder intendiert noch vorhergesehen. Aber als der Stein einmal ins Rollen gekommen war, folgten die Disputationen in rascher Folge. Bei der Heidelberger Disputation auf dem Ordenskapitel der Augustiner-Eremiten am 26. April 1518 führte er nach akademischem Brauch noch den Vorsitz, ohne selbst zu disputieren. Einen anderen Charakter gewannen die Disputationen, in denen die kirchenamtlichen und reichsrechtlichen Folgen für Luther immer drängender wurden: die Disputation mit dem päpstlichen Legaten Cajetan vom 12. bis 14. Oktober 1518 in Augsburg, die Leipziger Disputation vom 26. Juni bis 16. Juli 1519 und letztendlich Luthers Selbstverantwortung vor dem Reichstag zu Worms im April 1521, der mit der Verhängung der Reichsacht endete.

¹⁹ WA TR 4 Nr. 5047.

²⁰ WA TR 4 Nr. 4193.

²¹ Ernst Wolf, Zur wissenschaftsgeschichtlichen Bedeutung der Disputationen an der Wittenberger Universität im 16. Jahrhundert, in: Peregrinatio II, München 1965, S. 39.

Bei den letztgenannten Disputationen galt nicht mehr die Voraussetzung, die für die scholastische Disputation selbstverständlich gewesen war, nämlich daß man auf dem Boden des gemeinsamen Glaubens stand und sich in derselben Kirche bewegte. Für die Augsburger Disputation hatte Cajetan das Motto ausgegeben, als er über Luthers Lehre von der Heilsgewißheit geurteilt hatte: »Das heißt eine neue Kirche bauen«. Die Disputation hatte damit einen ganz neuen Charakter angenommen. Die Beteiligten fühlten sich nun nicht mehr in der gleichen Kirche, sie sprachen sich gegenseitig den rechten christlichen und kirchlichen Glauben ab und bestritten einander, die Schrift richtig zu verstehen und den Gläubigen den Weg zum Himmel zu weisen. Dies sollte nun in der Disputation öffentlich dargetan werden. Es galt, den Gegner in eine Position zu drängen, in der der Widerspruch zur eigenen Auffassung möglichst schroff und unversöhnlich erschien. Es bestand nicht mehr das Interesse, aus der widerstreitenden Antwort zu lernen, gemeinsam um die Erkenntnis der Wahrheit zu ringen, sondern den anderen auszugrenzen, ihn womöglich auch physisch zu vernichten. Die Tatsache, daß man miteinander sprach, war keineswegs die Garantie für gegenseitiges Verstehen oder auch nur für ein Bemühen darum. Nachdem die gemeinsame Basis preisgegeben schien, konnten nun auch Gemeinsamkeiten und Übereinstimmungen in der Lehre nicht mehr zur Verständigung führen. Selbst weitgehende Konsense, wie sie z. B. beim Religionsgespräch von Regensburg 1541 formuliert wurden, blieben nun konsequenzenlos. Man sprach miteinander, fand aber keinen gemeinsamen Grund mehr, der Übereinstimmungen hätte tragen und ihnen einen Sinn verleihen können. Dialog und Streitgespräch hatten damit ihr Fundament verloren, seitdem sie nicht mehr der Wahrheitsfindung, sondern allein der Abgrenzung dienten.

Damit war die Ausgangslage der philosophischen und theologischen Arbeit grundlegend verändert. Wahrheit wurde nun nicht mehr gefunden im Gespräch, in der Disputation. Diese führte nur zu immer neuen Verwicklungen, Ausgrenzungen, Exkommunikationen. Die Philosophie mußte methodisch auf eine neue Basis gestellt werden. Mitten während des Dreißigjährigen Krieges, in dem die Folgen der Kirchenspaltung für jedermann mit Händen greifbar und schmerzlich erfahrbar wurden, schrieb Descartes seine »*Meditationes de prima philosophia*«, in denen er mit der Methode der Disputation brach: »Dies ist der Grund gewesen, weshalb ich lieber Meditationen geschrieben habe und nicht Disputationen um nämlich dadurch zu bezeugen, daß es mir nur um die zu tun ist, die sich die Mühe geben wollen, mit mir den Gegenstand aufmerksam zu betrachten und über ihn nachzudenken (*meditari*)«²². Das *meditari*, der alte Begriff für die individuelle Aneignung und Versenkung, bringt nun zum Ausdruck, wie Philosophie nun geschehen soll: Die Erkenntnis wird nicht mehr im Dialog, in der Disputation gewonnen, sondern in der Versenkung des autonomen Subjekts, im »Monolog des einsamen Denkers mit sich selbst«²³. Damit war der *disputatio* der Boden entzogen, sie hatte im akademischen Lehrbetrieb keinen Platz mehr und wurde lediglich noch in neuscholastisch geprägten Hochschulen fortgeführt, in denen allerdings, im schneidenden Gegensatz zur mittelalterlichen

²² Descartes, *Meditationen über die Grundlagen der Philosophie mit sämtlichen Einwänden und Erwiderungen* (Philosophische Bibliothek 27, Hamburg 1954), S. 142.

²³ So die kritische Darstellung der neuzeitlichen Philosophie durch L. Feuerbach, in: *Grundsätze der Philosophie der Zukunft*, § 62 (hg. v. G. Schmidt, Frankfurt 1967, S. 111).

Scholastik, wiederum das Autoritätsargument ins Zentrum der Beweisführung rückte. Hier wurde Thomas zur Autorität schlechthin, er war nicht mehr allein der Denker, der zur Sache hinführt, bei ihm sah man alle Fragen beantwortet.

5. Die Theologie in der Universität

Die Universität entstand nicht aus der Hoffnung auf die Meditation des einsamen Denkers, sondern aus dem Bewußtsein, daß allein das kontroverse Zusammenwirken aller die Gewähr dafür bietet, der Wahrheit näher zu kommen. Die Disputation sollte den wissenschaftlichen Dialog ordnen und ihn strukturieren. In der dabei entstehenden Universität etablierte sich nun auch eine Disziplin, die die Ganzheit des christlichen Glaubens zu ihrem Gegenstand hatte. Diese Wissenschaft vom Glauben wurde in der Folge als *theologia* bezeichnet. Dabei war es zunächst durchaus umstritten, ob es sich bei ihr um eine Wissenschaft handle. Manche Vertreter dieses Faches, das ja auch schon an den Kloster- und den Domschulen gelehrt worden war, verstanden es nicht als solche, sondern als Weisheitslehre, nicht als *scientia*, sondern als *sapientia*. Ihnen war der Entdeckungszusammenhang wichtiger als der Begründungszusammenhang, im Mittelpunkt stand bei ihnen nicht die Frage nach den Ursachen, sondern nach der rechten Verkündigung und ihrer Annahme, nach der inneren Erbauung. Die Regeln der *scientia* im aristotelischen Verständnis schienen ihnen dagegen auf einen durch göttliche Autorität verbürgten Gegenstand nicht anwendbar. Nicht die Disputation, sondern die Versenkung, nicht das Argument, sondern allein der gehorsame Glaube könne eine Erkenntnis der göttlichen Wirklichkeit möglich machen. Bei den Anti-Dialektikern, wie sie hießen, lautete das Motto: »Non per dialecticam placuit Deo salvum facere populum suum«, nicht durch Dialektik wollte Gott sein Volk erlösen. Wozu braucht es die menschliche Vernunft, wo Gott sich doch selbst geoffenbart hat! »Wer zündet ein Licht an, um die Sonne zu sehen?«²⁴

Gegen diese Vorstellungen wurde letztlich von Thomas von Aquin durchgekämpft, daß sich die *sacra doctrina* im Rahmen der Universität konstituierte und in ihr als *facultas theologica* ihren Platz fand. Das war eine weitreichende Entscheidung. Denn damit stellte sie sich den unerbittlichen Regeln, die in der Universität gelten, und die die Vernunft aufstellt. Als Glaubenswissenschaft konnte sie sich von den Forderungen der Rationalität nicht dispensieren, persönliche Überzeugung konnte nicht an die Stelle des Arguments treten. Das bedeutete nicht, daß die Vernunft für sich allein zu ihrer Durchführung als ausreichend angesehen worden wäre. Nach Thomas ist der christliche Glaube sehr wohl ein Geschenk des Evangeliums und eine Gotteskraft. Aber auf seiner Basis und von ihm ausgehend kann und muß man wissenschaftlich-rational argumentieren, denn der Glaube ist nicht Feind der Vernunft und er ist ihr nicht unzugänglich. Vielmehr ist diese geeignet, den auf göttlichen Prinzipien gegründeten Glauben als ein systematisch geordnetes Ganzes zu erweisen, den logischen und sachlichen Zusammenhang der Glaubensmysterien aufzuzeigen und ihn mit außertheologischem Wissen in Beziehung zu bringen. Wenn

²⁴ Zitate bei O.H. Pesch, Thomas von Aquin, Mainz 1988, S. 129.

sich der Glaube Geltung und Ansehen auch im öffentlichen Wahrheitsbewußtsein sichern will, dann muß er sich auch im Medium der wissenschaftlichen Vernunft artikulieren können und durch sie kommunikabel sein. Denn die Wahrheit ist kein exklusives Vorrecht einer Gruppe oder einer Partei, auch nicht der Kirche. »Die Wahrheitsbehauptungen müssen sich dem öffentlichen Disput stellen«²⁵. Darum muß der Glaube in der Lage sein, als Wissenschaft unter Wissenschaften seinen Wahrheitsgehalt im Rahmen der Universität darzutun. Aus dieser Überzeugung heraus fand die Theologie ihren Platz in der *universitas litterarum*, sie wurde eine ihrer Gründungsfakultäten. Es war die philosophisch-theologische Problematik mit ihrer Fruchtbarmachung und gleichzeitigen Infragestellung der Autoritäten, die zur Disputation und damit zu der Methode führte, die die Universität prägte und ihr ihre Identität verlieh.

Selbst wenn die Disputation im klassischen Verständnis heute nicht einfachhin wiederbelebt werden kann, sind doch die Prinzipien eines in Philosophie und Theologie entwickelten dialogischen Wahrheitsverständnisses, aus dem heraus die Universität entstand, auch heute noch keineswegs überholt. Richard Schaeffler²⁶ nennt im Anschluß an Karl Jaspers vier Implikationen, die erfüllt sein müssen, damit im Dialog Wahrheit gefunden werden kann: 1. Das Vermögen der Kommunikation, also die Fähigkeit, sich zumindest versuchsweise auf den Standpunkt des anderen zu stellen. »Vernünftig sein heißt mit sich reden lassen«²⁷. 2. Das Verständnis, daß die Wahrheit größer ist als das, was menschliches Wissen von ihr zu erfassen vermag. Dies führt aber nicht in den Skeptizismus, sondern 3. zu der Entscheidung, jede Aussage für wertvoll und kostbar zu erachten, weil sich in ihr, wie gebrochen auch immer, dennoch Wahrheit widerspiegelt. Diese partiellen Erfassungen der Wahrheit treten zueinander in Kontakt, weil sie sich 4. gegenseitig ergänzen und in ihrer Komplementarität der Wahrheit näherkommen, als die jeweiligen Aussagen für sich.²⁸

Dieser aus den klassischen Dialogen wiederentdeckten und in der hochmittelalterlichen Philosophie und Theologie entwickelten Überzeugung, daß allein durch das Zusammenwirken aller eine Annäherung an die Wahrheit möglich wird, verdankt die Universität ihre Existenz. Auf ihr gründet gleichzeitig auch die Theologie als wissenschaftliche Disziplin. Die Universität ist diesem Standard verpflichtet, sie darf diesen umfassenden Dialog nicht zugunsten zahlreicher Fachmonologe preisgeben. Die Theologie andererseits vermag – auf der Basis des Glaubens stehend und im Raum der Kirche als der Gemeinschaft der Glaubenden vollzogen – allein dem Argument und seiner Überzeugungskraft zu folgen. Administrative Maßnahmen von außen können im Extremfall vielleicht Theologen zu Äußerungen zwingen, die ihrer innersten Überzeugung zuwiderlaufen, die Theologie als Wissenschaft können sie nicht beherrschen. Denn die Wahrheit wird nicht durch Verwaltungsakte gewährleistet, sie setzt sich im Prozeß von Rede und Widerrede durch, auch wenn dieser vielleicht seine Zeit braucht.

²⁵ M. Seckler, *Im Spannungsfeld von Wissenschaft und Kirche*, Freiburg-Basel-Wien 1980, S. 170.

²⁶ R. Schaeffler, *Wahrheit, Dialog und Entscheidung*, in: A. Bsteh (Hg.), *Dialog aus der Mitte christlicher Theologie*, Mödling 1987, S. 13–42.

²⁷ O.F. Bollnow, *Maß und Vermessenheit des Menschen*, Göttingen 1962, S. 36f.

²⁸ P. Neuner, *Das Dialogmotiv in der Lehre der Kirche*, in: G. Fürst (Hg.), *Dialog als Selbstvollzug der Kirche* (QD 166), Freiburg-Basel-Wien 1997, S. 49.